

María do Mar Castro Varela, Nikita Dhawan  
Postkoloniale Theorie

**María do Mar Castro Varela** ist Diplom-Psychologin und Diplom-Pädagogin und hat an der Justus-Liebig Universität Gießen in Politikwissenschaft promoviert. Sie ist Lehrbeauftragte und Mitgründerin des »Instituts für Migration und Soziale Ungleichheitsforschung«. Aktuelle Publikationen sind u.a.: Migration, Gender, Arbeitsmarkt (Mithg.) (2003); Soziale (Un-)Gerechtigkeit: Antidiskriminierung, Dekolonisierung und Demokratisierungsprozesse (Hg.) (im Erscheinen); Die Wiederkehr der »Klasse«. Deklassierung und Migration, in: Diskus 1/2005. Ihre Dissertation, die die Dynamiken zwischen Utopie, Migration und Gender analysiert, erscheint im Frühjahr 2006.

**Nikita Dhawan** hat Germanistik und Philosophie an der Mumbai Universität in Indien studiert. Sie ist Lehrbeauftragte für interkulturelle und indische Philosophie an der Fakultät für Philosophie, Ruhr Universität Bochum. Von 1998-1999 war sie u.a. für das »Research Center for Women's Studies«, SNDT Women's University, Mumbai tätig. Sie ist Mitglied der Bombay Philosophical Society. Aktuelle Publikationen: Die verzwickte Position der Postkolonialen Feministin – Gegen eine Subalternisierung der intellektuellen Migrantin, in: Wolfgang Funk-Müller/Birgit Wagner (Hg.) (2005): Postkoloniale Kulturkonflikte im europäischen Kontext; Spricht die Subalterne Deutsch? und andere riskante Fragen: Migrantischer Aktivismus, Internationale Arbeitsteilung und die (Un-)Möglichkeit transnationaler Bündnispolitiken, in: María do Mar Castro Varela (Hg.) (im Erscheinen), Soziale (Un-)Gerechtigkeit. Antidiskriminierung, Dekolonisierung und Demokratisierung.

MARÍA DO MAR CASTRO VARELA, NIKITA DHAWAN  
POSTKOLONIALE THEORIE  
Eine kritische Einführung

**[transcript]** CULTURAL STUDIES

*Besuchen Sie uns im Internet: <http://www.transcript-verlag.de>*

*Bitte fordern Sie unser Gesamtverzeichnis und andere Broschüren an unter:  
[info@transcript-verlag.de](mailto:info@transcript-verlag.de)*

### **Bibliografische Information der Deutschen Bibliothek**

Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.ddb.de> abrufbar.

© 2005 transcript Verlag, Bielefeld

Umschlaggestaltung & Innenlayout: Kordula Röckenhaus, Bielefeld

Projektmanagement: Andreas Hüllinghorst, Bielefeld

Lektorat: Kai Reinhardt, Bielefeld

Druck: Majuskel Medienproduktion GmbH, Wetzlar

ISBN 3-89942-337-2

Gedruckt auf alterungsbeständigem Papier mit chlorfrei gebleichtem Zellstoff.

# Inhalt

VORWORT | 7

I. KOLONIALISMUS, ANTIKOLONIALISMUS UND POSTKOLONIALE STUDIEN | 11

**Kolonialismus und Imperialismus** | 11

**Antikolonialer Widerstand und die Frage des Nationalismus** | 16

**Die Vorläufer postkolonialer Theorie: Commonwealth Literary Studies** | 22

**Postkoloniale Theorie: Perspektiven und Methodologien** | 23

II. EDWARD SAID — DER ORIENTALISIERTE ORIENT | 29

**Das Gründungsdokument postkolonialer Theorie: Orientalism** | 31

**Die Orientalismus-Kontroverse** | 37

**»Weltlichkeit« und die Rolle der Intellektuellen** | 46

**Kultur als Imperialismus** | 49

III. GAYATRI CHAKRAVORTY SPIVAK —

**MARXISTISCH-FEMINISTISCHE DEKONSTRUKTION** | 55

**Privilegien verlernen: Imperialistischer Feminismus und die »Dritte-Welt-Frau«** | 58

**Dekonstruktive Strategien** | 62

**Marxismus überdacht** | 64

**Masterwords oder über die Macht zu bezeichnen** | 67

**Kann die Subalterne sprechen?** | 68

**(Post-)Kolonialismus und der literarische Text** | 77

**Widersprüche und Selbstkritik** | 79

IV. HOMI K. BHABHA — VON MIMIKRY, MASKERADE UND HYBRIDITÄT | 83

**Stereotype und Ambivalenz** | 85

**Die Macht der Machtlosen? – Hybridität und Mimikry** | 89

**Postkoloniale Gegenmoderne – Verhandlungen an der Grenze** | 94

**Handlungsmacht und Widerstandsformen** | 98

**Bhabha im Kreuzfeuer der Kritik** | 100

V. POSTKOLONIALE THEORIE KRITISCH BETRACHTET | 111

**Die postkoloniale Theorieindustrie** | 111

**Politik der Verortung** | 115

**›Dritte-Welt-Marxismus‹ kontra ›Erste-Welt-Postmodernismus?‹** | 120

**Die Leerstellen: Geschlecht und Sexualität** | 122

**Grenzen von Allianzpolitiken** | 125

**Was ist wirklich neu an postkolonialer Theorie?** | 127

**Interessenkonflikte: Migrantischer Aktivismus versus  
Internationale Arbeitsteilung** | 128

VI. POSTKOLONIALE UTOPIEN UND DIE HERAUSFORDERUNG  
DER DEKOLONISIERUNG | 137

ANMERKUNGEN | 139

LITERATUR | 149

## Vorwort

---

Im Jahre 1883 veröffentlicht der bekannte deutsche Orientalist Friedrich Max Müller unter dem Titel *India, what can it teach us?* seine Vorlesungen für die britischen Bewerber in den *Indian Civil Service (ICS)*. Das Buch gilt als eines der besten Beispiele für das, was Edward Said als die »Orientalisierung des Orients« bezeichnet hat. Als deutscher Orientexperte wurde Müller 1847 von der *East India Company* unter Vertrag genommen, um die *Rigveda*<sup>1</sup> aus dem Sanskrit ins Englische zu übersetzen und sorgfältig zu systematisieren. Müller, der nie einen Fuß auf indischen Boden gesetzt hat, zählt zu den einflussreichsten Indologen. Trotz diesem und vieler anderer Beispiele hielt sich lange Zeit das Vorurteil, im deutschsprachigen Kontext sei postkoloniale Theorie kaum von Relevanz, da weder Deutschland noch Österreich – und noch weniger die Schweiz – historisch zu den großen Kolonialmächten gehört haben. Stabilisiert wurde diese Annahme durch Argumente, die unerfreulicherweise von einigen Vertretern der postkolonialen Theorie selbst geliefert wurden. Edward Said hat sich z.B. in seiner berühmten Studie *Orientalism* gegen eine Analyse des spezifisch deutschen Orientalismus ausgesprochen, und dies damit begründet, dass Deutschland nie eine imperiale Pioniermacht und insoweit im Unterschied zu der »anglo-französisch-amerikanischen Erfahrung des Orients« nur nachrangig gewesen sei (Said 1978: 16ff.). Im Gegensatz dazu führt Gayatri Spivak aus, dass »Deutschland« kulturell und intellektuell gesehen im 19. Jahrhundert eine der Hauptquellen sorgfältigster orientalistischer Gelehrsamkeit darstellte – gingen doch von diesem geopolitischen Ort eine Vielzahl autoritative, mit universellen Ansprüchen ausgestattete orientalistische Erzählungen aus (Spivak 1999a: 8). Ob nun Kant, Hegel oder Marx – die Produktionen dieser philosophischen Autoritäten, die Spivak zu Recht als Quelltexte »einer europäischen ethisch-politischen Selbstrepräsentation« (ebd.: 9) bezeichnet hat, haben keinen spezifisch akademisch kontrollierten Imperialismus installiert oder konsolidiert.

Als kritische Intervention, die interdisziplinär denkt und eine

immense Bandbreite an Themen bearbeitet, ist postkoloniale Theorie zweifelsohne von außerordentlicher Relevanz für aktuelle politische Auseinandersetzungen. Die akademischen Wortgefechte reflektieren dabei die politischen Debatten, die mit dem Beginn einer weltumspannenden Antiglobalisierungsbewegung ein neu erwachtes Interesse an imperialer Herrschaft, Neokolonialismus und Migrationsbewegungen hervorgebracht haben. Wir haben es hier mit einer spannenden Pendelbewegung zu tun, bei der auf der einen Seite Theorie politisiert wird, um auf der anderen Seite neue Politisierungsformen über theoretische Debatten zu erschließen. Postkoloniale Theorie untersucht dabei sowohl den Prozess der Kolonisierung als auch den einer fortwährenden Dekolonisierung und Rekolonisierung. Die Perspektive auf den (Neo-)Kolonialismus beschränkt sich dabei nicht auf eine brutale militärische Besetzung und Ausplünderung geographischer Territorien, sondern umfasst auch die Produktion epistemischer Gewalt.

Theoretisch zeigt sich der Postkolonialismus vor allem stark durch marxistische und poststrukturalistische Ansätze beeinflusst. Während poststrukturalistische Herangehensweisen zur Kritik an westlichen Epistemologien und zur Theoretisierung einer eurozentrischen Gewalt beigetragen haben, schafft die marxistische Perspektive eine Basis für eine Kritik, welche die internationale Arbeitsteilung und die aktuellen Prozesse des Neokolonialismus und der Rekolonisierung in den Blick nimmt. Postkoloniale Theorie gilt als die kontinuierliche Verhandlung dieser beiden scheinbar gegensätzlichen Erkenntnismodi. Allerdings kann kaum von einer einheitlichen, wohl strukturierten Theorie gesprochen werden, denn unter dem Etikett werden durchaus unterschiedliche Theoretiker/-innen, die sich zudem in einem kontinuierlichen Schlagabtausch zu befinden scheinen, zusammengefasst.

Das vorliegende Buch bietet einen ersten Überblick über die aktuellen Diskussionen innerhalb postkolonialer Theorie. Dafür werden die drei prominentesten Figuren – Edward W. Said, Gayatri C. Spivak und Homi K. Bhabha – und ihre wichtigsten Konzepte – etwa »Orientalismus«, »Subalterne« und »Hybridität« – exemplarisch dargelegt. Die diversen theoretischen Betrachtungen dieser drei Literaturwissenschaftler/-innen bilden u.E. einen guten Startpunkt in postkoloniale Debatten. Darüber hinaus sollen die grundsätzlichen Begrifflichkeiten wie etwa »Kolonialismus«, »Imperialismus« und »Postkolonialismus« und die wichtigsten Kontroversen um postkoloniale Theorie präsentiert werden.

Es brauchte seine Zeit, bis im deutschsprachigen Kontext von einer merklichen Rezeption postkolonialer Theorie gesprochen werden konnte. Insoweit ließe sich zu Recht fragen, ob es zum jetzigen Zeitpunkt – wo sich diese langsam etabliert – sinnvoll ist, eine *kritische* Einführung vorzulegen. Ein solches Unternehmen riskiert – so ließe

sich einwenden –, die Bedeutung postkolonialer Theorie anzuzweifeln, noch ehe sie sich einen Platz im kritischen Diskurs sichern konnte. Wir würden allerdings auf solcherlei Einwände mit Spivak entgegenkommen, dass die ernsthafteste Kritik immer diejenige ist, die etwas Nützliches kritisiert. Die Anstöße, die aus der Richtung postkolonialer Theorie kommen, sind nicht nur wissenschaftlich fruchtbar, sondern auch politisch wichtig und notwendig, weswegen wir uns die Mühe gemacht haben, die signifikante politische und theoretische Kritik an ihr zusammenzutragen. Der von nicht wenigen im deutschsprachigen Raum an den Tag gelegte Enthusiasmus und die damit häufig einhergehende unreflektierte Vereinnahmung postkolonialer Konzepte für partikuläre politische Interessen erscheint uns beachtenswert. Aus diesen Gründen haben wir uns bei der Vorstellung postkolonialer Theorie dazu entschieden, nicht nur die bedeutsamsten Argumente, sondern auch kontroverse Stimmen zu Wort kommen zu lassen. Anstatt also eine allzu simple Zelebrierung von Postkolonialität zu präsentieren, haben wir auch der anderen Seite der Debatte – der Kritik an den einzelnen theoretischen Positionen – Raum gewährt, so dass sich beim Lesen des Buches die Bandbreite von Meinungen, Positionen und Perspektiven erschließt. Dies soll nicht nur zu einem besseren Verständnis von postkolonialer Theorie beitragen, sondern auch die Lebendigkeit und Ernsthaftigkeit der Verhandlungen dokumentieren.

Bedauerlicherweise sind viele postkoloniale Studien und Essays bisher nicht ins Deutsche übertragen worden, sodass die Teilnahme an den spannenden und kontroversen Auseinandersetzungen auf die Gruppe der englischsprachigen Leser- und Zuhörerschaft beschränkt ist. Deswegen ist ein Ziel dieses Buches, postkoloniale Interventionen im deutschsprachigen Kontext zu vitalisieren. Wir verbinden damit nicht nur die Hoffnung, dass die Gruppe der Interessierten an postkolonialer Theorie erweitert, sondern auch, dass der postkoloniale Diskurs pluralisiert wird. Wie jede kritische Theorie lebt auch die postkoloniale Theorie von der Debatte. Thesen werden präsentiert und sogleich angegriffen und hinterfragt. Es ist in den Zwischenräumen der Dispute, wo sich unserer Ansicht nach Möglichkeiten des Widerstands bieten und sich neue Politikformen finden lassen – und nicht in den zu ›Wahrheit‹ gefrorenen Argumenten dieser Autorin oder jenen Autors. In diesem Sinne plädieren wir mit Spivak für »Freiheit für den Widerspruch« (Spivak 1999b: 39).

## DANKSAGUNG

Ein Buch zu schreiben ist wie eine indische Hochzeit – es ist unmöglich, dabei *alle* glücklich zu machen! Sedef Gümen, Antke Engel,

Vathsala Aithal, Gisela Ott-Gerlach, Meher Bhoot, Stephan Bundschuh, Tülay Arslan, Birgit Jagusch, Güler Arapi, Irene Franken, Eri Park, Liliana Feierstein, Anja Weiß, Sylvia Nagel, Silvia Osei, Uschi Wachendorfer, Jyoti Sabharwal, Nutan Sarawagi, Priyadarshi Jetli, Nina Gantert, Shwetha Rao, Rahul Warke und unsere Eltern Estrella Varela Pazos, Carlos Castro Pena, Nimmi und Suresh Dhawan haben wir, so hoffen wir zumindest, glücklich gemacht! Wir danken ihnen ganz herzlich für die liebevolle, freundschaftliche und kritische Begleitung dieses Projekts.

Dem transcript Verlag danken wir für das entgegengebrachte Vertrauen und die gute Betreuung!

*Köln im März 2005      María do Mar Castro Varela und Nikita Dhawan*

# I. Kolonialismus, Antikolonialismus und postkoloniale Studien

---

## KOLONIALISMUS UND IMPERIALISMUS

Deutschland war nie eine große Kolonialmacht, so wird immer wieder behauptet. Doch selbst wenn dies zutreffend wäre – was nicht der Fall ist –, würde dies ganz sicher nicht bedeuten, dass postkoloniale Studien im deutschsprachigen Diskurs überflüssig seien. Es erscheint vielmehr problematisch, über das Ausmaß *direkter* kolonialer Interventionen einen Rückschluss auf die allgemeine Bedeutung des Kolonialismus<sup>1</sup> für die einzelnen Nationalstaaten zu ziehen (vgl. Eckert/Wirz 2002).<sup>2</sup> Die postkoloniale Theorie hat dagegen immer wieder darauf hingewiesen, dass keine Region dieser Erde den Wirkungen kolonialer Herrschaft entkommen konnte. Sprich: Nicht nur Großbritannien und Indien weisen eine koloniale Beziehung auf, sondern kolonialistische Diskurse haben auch in Ländern, die nie kolonisiert wurden – wie etwa Thailand –, tiefe Spuren hinterlassen.

Der französische Jurist und Ökonom Arthur Girault, für den der Kolonialismus eine Frage der »Pflichterfüllung« war, kam kurz nach dem Ersten Weltkrieg zu dem Ergebnis, »das Festland der Erde sei zu etwa der Hälfte von Kolonien bedeckt. Mehr als 600 Millionen Menschen, d.h. ungefähr zwei Fünftel der [damaligen] Weltbevölkerung, unterstünden kolonialer Herrschaft: 440 Millionen in Asien, 120 Millionen in Afrika, 60 Millionen in Ozeanien und 14 Millionen in Amerika« (Osterhammel 2003: 29).

Die moderne Kolonisierung beginnt bekanntermaßen 1492 mit der vom spanischen Königshaus finanzierten »Entdeckung« Amerikas und der Karibik durch Christoph Kolumbus. Es war vor allem die Gier nach Rohstoffen – insbesondere Edelmetallen –, die nicht nur die Expeditionen dieser Zeit motivierten, sondern in der Folge eine europäische Kolonisierung in Gang setzte, welche von einer brutalen Plünderung der »entdeckten« Territorien, Genoziden<sup>3</sup> und der

schrittweisen Etablierung eines Sklavenhandels,<sup>4</sup> der die Menschen als Arbeitskraftware exportierte, begleitet wurde. Der jahrhundertlang anhaltende Prozess der Kolonisierung verlief dabei nie uniform. In verschiedenen Regionen etablierten sich vielmehr unterschiedliche koloniale Herrschaftssysteme. In einigen Ländern wurden bereits bei der ersten Landeinnahme Genozide begangen, während es in anderen Fällen erst nach massiven Aufständen gegen die koloniale Unterdrückung zum Völkermord kam – in »Deutschland-Südwest«, dem heutigen Namibia, etwa nach dem Herero-Aufstand von 1904, dem bekanntlich Zehntausende zum Opfer fielen (vgl. Zeller/Zimmerer 2003). In einigen Fällen hatten über Jahrzehnte Handelsbeziehungen bestanden, bevor Kolonialregierungen eingesetzt wurden, wie etwa im Fall der britischen *East India Company*, dem weltweit ersten transnationalen Konzern.<sup>5</sup>

Natürlich existierten bereits andere Formen der Okkupation und Beherrschung, bevor im 15. Jahrhundert mit der blutigen Eroberung Amerikas und der Karibik das Zeitalter des europäischen Kolonialismus eingeläutet wurde, doch insbesondere aufgrund seiner geographischen und historischen Ausmaße gilt dieser als einzigartig in seiner gewaltvollen globalen Dimension. Dabei ist jeder Versuch, eine erschöpfende und kohärente Beschreibung und Theoretisierung des Kolonialismus zu liefern, unausweichlich zum Scheitern verurteilt, müsste eine solche Anstrengung doch in Simplifizierungen münden, die nicht nur die komplexen, sondern auch widersprüchlichen Praxen der Kolonisierung banalisieren würden. Deswegen ist es notwendig, so der Historiker Jürgen Osterhammel, von einer »Vielzahl von Geschichten einzelner Kolonialismen« (2003: 29) zu sprechen. Die Kolonisation beschreibt er als ein »Phänomen kolossaler Uneindeutigkeit« (ebd.: 8).

Systematisierungsanstrengungen mit dem Ziel, die Unterschiedlichkeit der Kolonisationsformen beschreibbar zu machen, haben drei grobe Formen herausarbeiten können (vgl. Osterhammel 2003): Zunächst gibt es die *Beherrschungskolonie*, die nur eine geringe Anzahl von Bürokraten, Geschäftsleuten und Militärangehörigen benötigte, die zum Zwecke der wirtschaftlichen Ausbeutung und der strategischen Absicherung imperialer Politik die Länder unterjochten, die vom so genannten »Mutterland« aus regiert wurden. Das klassische Beispiel hierfür ist *British India*, während eine Variation *Hispano América* darstellt. Letztere ist charakterisiert durch eine enorme europäische Einwanderung, welche eine städtische »Mischgesellschaft« auszubilden verhalf, die schließlich von einer »kreolischen« Minderheit dominiert wurde. Dagegen sind die so genannten *Stützpunktkolonien* das Resultat von Flottenaktionen – etwa Shanghai oder Malakka. Diese dienten unter anderem der Logistik der maritimen Machtentfaltung. Als dritter Typus können schließlich die *Siedlungskolonien* genannt

werden, bei denen billiges oder enteignetes Land unter Ausbeutung indigener Arbeitskräfte oder ›importierter‹ Sklaven und Sklavinnen bearbeitet und von europäischen Farmern und Plantagenbesitzern verwaltet wurde. Flankiert von militärischen Aktionen wurden so riesige Territorien vereinnahmt und zur ›Heimat‹ erklärt. Beispiele hierfür sind die heutige USA, Australien und Kanada, in denen der überwiegende Teil der indigenen Bevölkerungen grausamen Genoziden zum Opfer fiel. Es wird hier auch von einem Indigenocide gesprochen (vgl. Evans/Thorpe 2001), der eine systematische Zerstörung der Kultur, Veränderung der Umwelt sowie planvolle sexuelle Ausbeutung bedeutete. Beim Indigenocide handelt es sich mithin um die Zerstörung und Enteignung indigener Völker im Zuge des Kolonialismus.

Im heutigen Südafrika, einer weiteren klassischen Siedlungskolonie, wurde die Bevölkerung dagegen zur Land- und Minenarbeit eingesetzt und damit vom ›Mutterland‹ nicht nur physisch und ökonomisch ausgebeutet, sondern auch in ein heute noch virulentes ökonomisches Abhängigkeitsverhältnis gesetzt. Die berüchtigten rassistischen Apartheidgesetze ermöglichten etwa die Überausbeutung der autochthonen Bevölkerung. Zur moralischen Legitimierung dieser Gewalttaten wurde der indigenen Bevölkerung kurzerhand die Menschlichkeit abgesprochen. Auch die karibischen Länder gelten als Siedlungskolonien. Für sie ist charakteristisch, dass die Sklaven und Sklavinnen aus Afrika als Arbeitskräfte für die von den europäischen Kolonisatoren bewirtschafteten Plantagen in diese Länder ›transportiert‹ wurden.<sup>6</sup> Beispiele hierfür sind Kuba, Jamaica und Barbados (Osterhammel 2003: 8ff.).

Bei allen drei dargestellten Kolonisationsformen handelt es sich um Herrschaftsbeziehungen, die mit physischer, militärischer, epistemologischer und ideologischer Gewalt durchgesetzt und etwa über ›Rasse‹- und ›Kultur‹-Diskurse legitimiert wurden. In einer ersten herrischen Geste wurde das kolonisierte Land von den sich selbst als ›Entdecker‹ bezeichnenden Kolonisatoren als *terra nullius* (›leeres Land‹) charakterisiert (vgl. Shiva 2001: 13). ›Leer‹ und auch ›jungfräulich‹ war hier gleichbedeutend mit verfügbar, menschenleer, geschichtslos – und mithin in jeder nur denkbaren Weise ausbeutbar. Kolonien entstehen im Sinne der postkolonialen Theorie als ›Kopien‹ des zum ›Original‹ erklärten ›Mutterlandes‹ der Kolonialherren. Darauf deuten etwa Ortsbezeichnungen wie *New York*, *New Amsterdam* oder *New Zealand* hin. Spivak spricht hier von einem Prozess des ›Welt-Machens‹ (*worlding*, 1999a: 211f.), was sowohl die ›Vergewaltigung‹ als auch ›Produktion‹ der ›Dritten Welt‹<sup>7</sup> zum Ausdruck bringen soll.

Wie die Grenze zwischen Imperialismus und Kolonialismus zu ziehen ist, darüber besteht keine wirkliche Einigkeit (Young 2001: 15).

In der marxistisch-leninistischen Interpretation ist »Imperialismus« der Begriff, der zur Analyse der Weltwirtschaft zum Einsatz kommt, um später von dem der »Globalisierung« abgelöst zu werden (Altva-ter/Mahnkopf 2004: 63). Hier wird Imperialismus »im Unterschied zur Kolonisierung als Inbesitznahme von Gebieten außerhalb des eigenen Landes durch private Interessengruppen mit Unterstützung des Staatsapparats« (ebd.) gefasst. Dagegen versteht Osterhammel allgemeiner unter Imperialismus die Praxis, Theorie und Haltung eines dominanten metropolitanen Zentrums, durch das »transkolonia- le Imperien« entfaltet wurden (2003: 27), während Kolonialismus einen Spezialfall des Imperialismus darstellt, der »die Möglichkeit weltweiter Interessenwahrnehmung und informell abgestützter kapi- talistischer Durchdringung großer Wirtschaftsräume einschließt« (ebd.: 28). Imperialismus könnte dann sozusagen als gemeinsamer Rahmen »der wechselseitigen Konstitution von Metropole und Kolo- nien« begriffen werden (Conrad/Randeria 2002: 10), so dass auch ein »Imperialismus ohne Kolonien« denkbar ist.<sup>8</sup> Dagegen ist ein »Kolo- nialismus ohne Imperialismus« nach Osterhammel »während der frühzeitlichen Phase der europäischen Expansion« der »Regelfall« (ebd.). Edward Said (1993: 9) zufolge ist der Kolonialismus dagegen immer eine Konsequenz des Imperialismus und nicht umgekehrt. Und Walter Mignolo (1993) beschreibt den Kolonialismus als eine Etappe der europäischen Expansion, die von 1500 bis 1945 anhielt. Dagegen setzt für ihn die Phase des Imperialismus nach dem Zweiten Weltkrieg unter der Hegemonie der USA ein. Andere Autoren wieder- um geben bereits das Ende des 19. Jahrhunderts als Beginn des vor allem ökonomisch motivierten US-amerikanischen Imperialismus an (vgl. Young 2001: 41ff.).

Es scheint unmöglich, die miteinander verquickten Phänomene in einer allseits zufrieden stellenden Darstellung zusammenzubringen. Dies auch deswegen, weil der Imperialismus keine – wie schon im Falle des Kolonialismus gesehen – monolithische, von einem einzigen Zentrum aus agierende politische Herrschaftsform darstellt, sondern durch Strategie- und Machtwechsel charakterisiert ist. Zudem sind die Übergänge meist fließend und laufen z.T. parallel ab, wenn auch bisweilen klare Brüche, wie etwa die formale Beendigung der kolonia- len Herrschaft, sichtbar sind.

Es sind insbesondere marxistische Theoretiker/-innen, die den Kolonialismus in einen Zusammenhang mit der Entwicklung des westlichen Kapitalismus stellen, indem der moderne Kapitalismus an das Aufkommen des europäischen Kolonialismus gebunden betrach- tet wird. Bei der Expansion der europäischen Mächte in Asien, Afrika wie auch in Amerika ist es ein zentrales Element, dass eine neue Zirkulation von Waren, Ideen und Menschen initiiert wurde. Sklaven und Sklavinnen wurden ebenso wie Rohmaterialien von den Kolonien

in die Metropolen Europas exportiert, während die Kolonien die Endprodukte re-importierten und mithin als Märkte für europäische Waren dienten. So wurde etwa die rohe Baumwolle in England zu Tuch und Kleidung verarbeitet, um dann in Indien vermarktet zu werden. Auf der Suche nach schnellen Gewinnen entstand im 17. Jahrhundert der so genannte »Dreieckshandel«: An der afrikanischen Küste wurden europäische Manufakturwaren (Werkzeuge, Waffen, Textilien, Glas etc.) gegen Sklaven und Sklavinnen eingetauscht, diese wurden nach Westindien transportiert und dort gegen Zucker, Tabak und Gewürze eingelöst, die dann in Europa mit großem Profit verkauft wurden. Daneben wurden Menschen und Waren auch von einer Kolonie in die andere verschoben, so dass koloniale Subsysteme entstanden: Sklaven und Sklavinnen von Afrika wurden in die westindischen Plantagen transportiert, um dort beispielsweise Zucker und Kaffee für den Konsum in Europa zu produzieren. Resultat hiervon waren unter anderem enorme Bevölkerungsbewegungen und die Etablierung vielfältiger und verschachtelter Abhängigkeitsverhältnisse. Doch in welche Richtung auch immer Rohmaterialien flossen und Menschen sich bewegten oder bewegt wurden – der Hauptstrom der Profite strömte nur in eine Richtung, in die Metropolen Europas. So schreibt der uruguayische Journalist Eduardo Galeano in seinem bekannten Buch *Die offenen Adern Lateinamerikas* (2003 [1971]) zu Recht, dass der Reichtum Lateinamerikas immer auch dessen Armut hervorgebracht hat (ebd.: 43). Die ökonomische Ungleichheit erscheint dabei als Erfordernis, um das Wachstum des europäischen Industriekapitalismus zu sichern (vgl. Amin 1977).

Notwendigerweise wurde der Prozess der materiellen Kolonisierung durch einen Legitimierungsdiskurs begleitet, der den Kolonialismus als »zivilisatorische Mission« präsentierte, die den kolonisierten Ländern schließlich »Reife« und »Freiheit« bringen würde. Rationalisten, Modernisten und Liberale in Europa haben immer wieder – trotz des Eingeständnisses der begangenen Gewalttaten – hervorgehoben, dass Kolonialismus und Imperialismus letztlich der »unzivilisierten« Welt die Aufklärung Europas, seine Rationalität und seinen Humanismus gebracht haben (vgl. Gandhi 1998: 32f.). Das Vordringen der europäischen Kolonisierung wurde konsequenterweise als großartiger Triumph der Wissenschaft und Rationalität über den Aberglauben und das Unwissen gefeiert. Auch die Einführung der Kolonialsprachen wie Spanisch, Englisch oder Französisch wurde als Möglichkeit vorgestellt, die »zurückgebliebenen« Menschen in den Kolonien aus der »Dunkelheit« ans »Licht« des ökonomischen Fortschritts und der intellektuellen Entwicklung zu bringen. Quer durch das koloniale Spektrum hindurch wurden dabei europäische Technologien und Wissen als Symbole eines wünschenswerten Fortschritts verstanden. Die komplizenhafte Beziehung zwischen den Diskursen der Moderne

sowie der Aufklärung und der kolonialistischen Vereinnahmung wird hier überdeutlich. Rationalität, Humanismus und Moral sind – sehr häufig bis in die Gegenwart – allesamt als europäische Tugenden angesehen worden, die den Kolonien gewissermaßen als ›Geschenk‹ überreicht wurden. An dieser Stelle darf die Rolle des Christentums und seiner Missionare nicht unerwähnt bleiben, doch muss vor einer vereinfachenden Sichtweise gewarnt werden. Fernando Mires beispielsweise unterstreicht, dass die Kirche »in den verschiedenen Situationen im jeweilig gegebenen Kräfteverhältnis ziemlich unterschiedliche und oft auch sehr komplexe Formen angenommen« hat (1991: 224).

Stuart Hall führt aus, dass der Begriff der »Kolonisierung« wie auch der des »Postkolonialen« auf ein Kräftefeld verweisen, welches von Macht und Wissen regiert wird. Eine Unterscheidung in »Kolonisierung als einem Herrschafts-, Macht- und Ausbeutungssystem und Kolonisierung als einem Erkenntnis- und Repräsentationssystem« sei deswegen hinderlich und zurückzuweisen (Hall 2002: 237). Tatsächlich beruht der koloniale Diskurs essentiell auf einer Bedeutungsfixierung, die in der Konstruktion und Fixierung der ausnahmslosen *Anderen* zum Ausdruck kommt. Die gewaltvolle Repräsentation der *Anderen* als unverrückbar different war notwendiger Bestandteil der Konstruktion eines souveränen, überlegenen europäischen Selbst.

## **A**NTIKOLONIALER WIDERSTAND UND DIE FRAGE DES NATIONALISMUS

In der marxistischen Theorietradition wird der Kolonialismus lediglich im Zusammenhang mit der Durchsetzung des Kapitalismus beschrieben – und damit problematischerweise zum einem quasi ›unumgänglichen Übel‹. Tatsächlich beurteilte Karl Marx den Kolonialismus als eine zwar brutale, aber im Grunde unabdingbare Bedingung für die Befreiung von feudalen Verhältnissen (Marx 1960 [1853]). Seine Analyse des Kolonialismus als Begleiterscheinung des sich weltweit durchsetzenden Kapitalismus hat viele der antikolonialen Bewegungen inspiriert, die freilich jeweils die Marx'schen Theorien kontextspezifisch re-interpretiert haben.<sup>9</sup> Da die kolonialen Machtkonstellationen von rassistischen Strukturen durchzogen waren, die in marxistischen Schriften häufig ignoriert wurden, sahen sich antikoloniale Intellektuelle immer wieder vor die Herausforderung gestellt, die marxistische Vorstellung von Klassenkampf zu überdenken und zu erweitern.

Der antikoloniale Widerstandskämpfer und Psychiater aus Martinique, Frantz Fanon, präsentiert etwa eine verknüpfende Analyse der Kategorien »Rasse« und »Klasse«, um daran aufzuzeigen, dass sich orthodoxe marxistische Theorien als inadäquat für den antikolonialen

Kampf erweisen (vgl. Fanon 1981). Auch der ebenfalls aus Martinique stammende Poet und Aktivist Aimé Césaire hat immer wieder die kulturellen Antagonismen zwischen Europa und den *Anderen* hervorgehoben. Europa war für diesen ohnehin der Ort der Dekadenz sowie des moralischen und spirituellen ›Abgrunds‹. In Abgrenzung dazu behauptet Césaire, dass die nicht-europäischen Zivilisationen vor der imperialen Invasion durch Kooperation und ein kollektives Verständnis des Zusammenlebens gekennzeichnet waren (1972: 9). Fanon, der sich in aller Deutlichkeit von solchen Erzählungen ›reiner‹, ›guter‹ Traditionen und Werte absetzt, stellt fest, dass es nicht nur zu einer Vereinnahmung und Ausbeutung der Arbeitskraft der Kolonisierten kam, sondern auch zu einer Entwertung ihrer Subjektivität (vgl. Fanon 1981).

Das Buch *Discourse on Colonialism* (1972 [1955]) von Césaire gilt als einer der einflussreichsten antikolonialen Texte. Der Autor wagt es hier nicht nur die Brutalität des Kolonialismus beim Namen zu nennen, sondern klagt insbesondere die »Verdinglichung« des kolonisierten Subjekts an (ebd.: 21). Weil nun im Prozess der Kolonisierung nicht nur Territorien besetzt und Reichtümer der Kolonialländer geplündert wurden, sondern auch die Kolonisierten, in dem Versuch, sie aus dem Projekt der Moderne auszuschließen, gewaltsam zu *Anderen* gemacht wurden, suchte der antikoloniale Kampf verständlicherweise nach neuen, machtvollen Identitäten, die den westlichen Repräsentationen der *Anderen* begegnen konnten. Das Projekt des Nationalismus geriet dabei, durch die Konzentration auf einen gemeinsamen Feind, zu einer planvollen systematischen Mobilisierung für den Widerstandskampf, dessen Ziel die Befreiung aus kolonialer Beherrschung war. Es stellt den Beginn einer fortschreitenden Dekolonisierung dar, die bis heute anhält und sich dabei mit den antikolonialen Kämpfen unweigerlich verwoben zeigt. Anders gewendet kann gesagt werden, dass in den diversen Kontexten die Idee der Nation als machtvoller Motor der Entfaltung und Verschweißung antikolonialer Kräfte diente.

Es war Benedict Andersons Buch *Imagined Communities* (1991 [1983]), von dem wesentliche Impulse zur theoretischen Beschreibung und Diskursanalyse der verschiedenen Nationalismen ausgingen. Für Anderson sind Nationen imaginäre Gemeinschaften und damit keine natürlichen Entitäten, sondern Konstruktionen, die fiktiv und fantasmatisch sind. Wie andere Nationalismusforscher/-innen vor und nach ihm sieht Anderson die diversen Nationalismen als historische Ablösphänomene der großen Dynastien einerseits und der großen Religionen als Sinn- und Einheitsstiftungsdiskurse andererseits, wobei der Prozess der Nationenbildung durch bedeutende Entdeckungen und Erfindungen seit Beginn der Neuzeit initiiert und beschleunigt wurde (1991: 37ff.). Mit der Ausbreitung des Buchdrucks, des Zeitungswesens und der Alphabetisierung immer neuer Gesellschaftsgruppen